

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **29 (1973)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

WILLY BRÜSCHWEILER, HANS EGGENBERGER und WALTER SPAHN, *Schweizer Schulbibel für die Mittelstufe der Volksschule*. Zürich, Benzinger Verl. und Theologischer Verl., 1972. 303 S., 32 Farbbilder, 9 Kartenskizzen, mehrere Zeichnungen. Fr. 10.80.

Die mit schönen Photographien illustrierte Schulbibel ist ein Gemeinschaftswerk katholischer und evangelischer Verfasser. In schlichter Weise werden ausgewählte Texte paraphrasiert und durch einige «Sachlesestücke» kommentiert.

Ein an sich verdienstvolles Bemühen um empirischen Realismus führt manchmal zur Entfernung vom eigentlichen Gegenstand, weil die offenbarte Wirklichkeit nicht zur Sprache kommen darf. Das zeigt sich z. B. bei folgenden Wendungen: – «Da traten einzelne Männer (die Propheten) auf, die sich von Gott dazu getrieben fühlten, die Wahrheit zu sagen und zu mahnen» (S. 121). Veranlaßte sie dazu nur ein vages Gefühl? – «Sie (die Pharisäer) hätten nie ein römisches Theater oder einen Sportplatz betreten. Ohnehin gönnten sie sich kaum ein Vergnügen. (Absatz.) Sie waren also Leute mit achtenswerten Eigenschaften... und meinten, sie könnten mit ihrem tadellosen Lebenswandel das Recht auf ewiges Leben erwerben» (S. 192). Jesus distanzierte sich aber nicht wegen dieser kulturell und moralisch strengen Auffassung von den Pharisäern, sondern weil letztere das offenbarte Liebesgebot und die göttliche Barmherzigkeit mißachteten. – «Invalide waren dann so häufig, weil man von Säuglings- und Kinderpflege recht wenig verstand» (S. 204). Heilte also Jesus die Menschen, weil diese von der heutigen Hygiene nichts wußten? – Solche und ähnliche Einseitigkeiten sind in der technisch ansprechenden Schulbibel wegen der Dominanz der modernen Immanenztheologie entstanden. *Bo Reicke, Basel*

GEORG FOHRER, *Hebräisches und aramäisches Wörterbuch zum Alten Testament*. Berlin, de Gruyter, 1971. X + 331 S. DM 28.–.

Mit Interesse hat man auf das Erscheinen dieses Wörterbuches gewartet, da ein Dilemma für alle jene bestand, die sich ein neues hebräisch-deutsches Lexikon beschaffen wollten. Einerseits ist das große «Lexikon in Veteris Testamenti Libros» von L. Köhler-W. Baumgartner in 3. Auflage erst im Erscheinen begriffen und für durchschnittliche Ansprüche von Studenten und praktischen Pfarrern leider zu teuer, andererseits steht die Neubearbeitung von W. Gesenius' «Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament» (1915, mehrere Nachdrucke) immer noch aus, und das rudimentäre Langenscheidtsche «Taschenwörterbuch hebräisch-deutsch zum Alten Testament» von K. Feyerabend (1912, unveränderte Neuauflagen) enthält nur den Wortschatz ausgewählter Teile des A.T. s. So durften die Verfasser des hier anzuzeigenden Wörterbuchs im Vorwort mit Recht beanspruchen, «eine seit langem bestehende Lücke (zu) füllen»¹.

¹ An bedeutenden Lexica sind kürzlich außerdem erschienen: in Nachdruck das englische «Hebrew and English Lexicon of the Old Testament»

Das neue Wörterbuch will grundsätzlich auf eigene Forschungstätigkeit verzichten. Es erweist sich im wesentlichen als konzentrierter, wenn auch nicht wörtlicher Auszug aus den bestehenden Standardwerken, wobei da und dort neuere Forschungsergebnisse mitberücksichtigt werden, aber mit verschwindenden Ausnahmen von gemeinsemitischen Bezügen abgesehen wird. Es enthält den gesamten alttestamentlichen Wortbestand inklusive Namen, vermerkt in begrenztem Umfang wichtige Sonderbedeutungen samt Stellenangaben und verzeichnet «in klaren Fällen auch Konjekturen». Letzteres beruht natürlich – wie indessen auch bei den grossen Wörterbüchern, nur dort in viel geringerem Umfang – auf subjektivem Ermessen, doch bewegt es sich hier erwartungsgemäß in sehr engem Rahmen. Schwerer wiegt, daß mit generellem Verweis auf die Grammatiken die abgeleiteten Nominal- und Verbalformen fast stets weggelassen werden. Hier hätte man unbedingt ein mehreres tun sollen. Ein Besitzer dieses Wörterbuchs, der nicht die Möglichkeit hat, wie es vermutlich für manche Pfarrer zutreffen wird, eine der großen Grammatiken oder ein großes Lexikon einzusehen, dürfte beispielsweise vor einem enormen Hindernis stehen, wenn er in Gen. 46,3 die seltene Infinitivform *rdā* statt *rādāt* (von *jrd*) antrifft. Auch bleiben ihm weithin die Zusammenhänge der einzelnen Vokabeln verborgen, denn die Wurzelzugehörigkeit wird nicht vermerkt, ebensowenig die lautliche Entwicklung (vgl. *darmäsāq* aus *dammäsāq*). Oder was soll er mit *jiśśāškār* (ohne Schwa quiescens unter dem dritten *ś*) anfangen, wenn ihm keine Erklärung zur Orthographie gegeben wird? Oft wirken auch die Übersetzungen, insbesondere bei gebräuchlichen Verben, verwirrend, als eine bloße Anhäufung von Wörtern, aus denen das passende ausgesucht werden muß. Das hat zweifellos den Vorteil, daß man zum Nachdenken angeregt wird, kann aber den Ungeübten entmutigen, zumal – und das ist am unbefriedigendsten – nicht ersichtlich wird, welche von den oft vielen Bedeutungen die zentrale und häufigste ist, auch nicht, welche als Grundbedeutung in Frage kommt (manchmal fehlt sie überhaupt), was doch vielfach erhellend ist. Ein Mangel, der das Übersetzen nicht unerheblich erschwert, ist ferner das Fehlen von Hinweisen auf die Verbindung von Verben mit bestimmten Präpositionen, womit abweichende Bedeutungen nicht selten direkt zusammenhängen; dasselbe gilt von Verb-Nomen-Verbindungen (z. B. *nṯh 'ohäl*). Schließlich ist auch Unvollständigkeit zu verzeichnen, indem u. a. bei *jrd* die im Ugaritischen belegte und zu Ri. 11, 37 doch allein passende Bedeutung «hinaufgehen», bei *nēkār* wiederum «Fremder» nicht angeführt wird.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das Buch ein interessanter Versuch ist, dem alten Desiderat gerecht zu werden, ein billiges, handliches Wörterbuch zu schaffen. Es zeigt sich dabei aber auch deutlich die Fragwürdigkeit eines solchen Unternehmens, denn jeder Benützer dieses Buches bleibt auf ein großes Lexikon angewiesen, ohne das er schlechterdings nicht auskommen kann. Das Buch, hinter dem viel Arbeit steckt, und so anerkennenswert seine

von Brown-Driver-Briggs (1. Auflage 1907), das in absehbarer Zeit ebenfalls in völlig neuer Bearbeitung vorliegen wird, und das lateinische «*Lexicon Hebraicum et Aramaicum Veteris Testamenti*» von F. Zorell S.J. (1968).

übersichtliche Anordnung und schöne Ausstattung auch ist, leistet ihm zu wenig Hilfe. Man kann im Interesse vornehmlich der Studenten nur hoffen, daß in Bälde der neue «Gesenius» erscheint, und zwar zu einem erschwinglichen Preis.
Max Wagner, Basel

HORST DIETRICH PREUSS, *Verspottung fremder Religion im Alten Testament.* = Beitr. z. Wiss. v. A.u.N.T., 5. F., 12. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1971. 317 S. DM 76.-.

Die an sich nicht unbekanntete Tatsache des Religionsspottes im Alten Testament war bisher nicht Gegenstand einer eigenen Darstellung; vor allem wurde die Frage nach ihrem Ermächtigungsgrund nicht gestellt; ihre Bedeutung erhellt aber schon daraus, daß die Umwelt des A. T. solche Verspottung kaum kennt. Dieser Grund liegt nicht in einer Disposition für Humor oder Ironie, sondern in der Einzigartigkeit des Glaubens an Jahwe als den Schöpfer und den in der Geschichte handelnden Gott, wie er sich im Bilderverbot manifestiert. So ist Religionsspott im A. T. hauptsächlich Götzenbilderspott, wobei die Beurteilung der Bilderverehrung durchaus nicht immer der Auffassung gerecht zu werden braucht, die diese Umwelt vom Wert der Bilder hatte.

Die mit solchen Überlegungen vorbereitete Untersuchung selbst ist historisch angelegt. § 3 behandelt die Religionspolemik aus der Zeit vor der Schriftprophetie (u. a. Gen. 31, 19–35; 1. Sam. 19, 10b–17 [Terafim]; Jdc. 6, 25–31; 8, 24–27a; 17; 1. Sam. 5, 1–5; 1. Reg. 18, 19–40; als ergänzende Texte Ps. 8; 19A; 29; 18; 82; 89; 104). Der Spott ist nicht grundsätzlich, sondern kommt implizit in der Art des Erzählens und in den Auslassungen zum Ausdruck. Von den Schriftpropheten (§ 4) beschränkt Amos die Polemik gegen fremde Götter auf ihre Ignorierung. Jesaja (in Frage kommt 2, 6–23) bestreitet nicht grundsätzlich die Existenz dieser Götter, bescheinigt aber ihre Ohnmacht. Hosea, nicht erst das Deuteronomium, bringt den Umschlag zum reflektierend argumentierenden Religionsspott. Er sieht die durch die Götzenbilder innerhalb Israels drohende Gefahr einer Baalisierung und bestreitet ihnen ihre Göttlichkeit. Götzenspott ist darum Teil der Gerichtsbotschaft, kein eigenes Verkündigungsthema. Jeremia ist, wie vielfach sonst, in der geprägten Terminologie dieser Polemik von Hosea abhängig. Für die Einstellung des Deuteronomiums ist der Glaube an die Einheit Jahwes entscheidend. Die meisten Texte zum Thema Götzenerspott finden sich bei Deut.-Jesaja, was sich aus seiner Gesichtssituation erklärt. Jahwe ist trotz seiner scheinbaren Niederlage der geschichtsmächtige Gott. Der Spott stärkt die Hoffnung in der Gewißheit des bereits anbrechenden Sieges, ja ist als Machtwort sogar Teil von ihm. Die Götzen sind mit ihren Bildern gleichgesetzt. Von den exilischen Texten neben Deut.-Jesaja interessieren die Ausführungen über den depotenzierenden Charakter von Gen. 1, 14–19 besonders.

Für die nachexilischen und zwischentestamentlichen Texte ist ein starker Zug zu rationaler Interpretation festzustellen. Das Ende der Entwicklung liegt im weisheitlichen Götzenspott.

§ 9 gibt eine ausführliche Zusammenfassung und betont den Jahweglauben

als den eigentlichen Ermächtigungsgrund des Götzenspottes; darum hat er auch keine eigenen Gattung gebildet.

Es ist dankbar anzuerkennen, wie entschlossen hier eine biblische Gesamtkonzeption vorgelegt und die Vielfalt der Erscheinungen auf einen theologischen Nenner gebracht worden ist. Freilich wird man sich da auch gerade die Frage vorlegen müssen, ob um dieses Zieles willen die Möglichkeiten dieses Nenners nicht manchmal überdehnt und sehr differenzierte Erscheinungen nicht etwas schematisch auf einer Ebene aufgetragen wurden. Sind z. B. alle der unter § 3 genannten Texte unter dem Begriff Religionsverspottung zu erfassen, hatten sie nicht wenigstens ursprünglich einen sehr anderen Tenor? Oder ist die mit dem Übergang in einen neuen Kultur- und Lebensraum notwendig eintretende Zuweisung fremder Gottesprädikate an Jahwe nicht Zeichen einer über einen depotenzierenden Religionsspott hinausweisenden Glaubenslebendigkeit? Ist der Begriff Spott überhaupt ausreichend, um den verschiedenen Äußerungen gerecht zu werden, die darunter subsummiert werden müssen? Schließlich ist Spott doch auch ein Mittel der Behauptung gegen einen realen und noch lebendigen Gegner, darum kann das Fehlen jedes Spottes (Amos) u. U. Zeichen einer besonderen Überlegenheit sein. In der Darstellung der Verkündigung Deut.-Jesajas klingt das an, aber da liegt es nun wieder ganz besonders. Jedenfalls bleibt zu fragen, ob diese und ähnliche Gedanken nicht für die ganze Untersuchung hätten fruchtbar gemacht werden können. Auch wenn sich sicher im Endergebnis nichts Wesentliches geändert hätte, wäre das Bild vom Wirken Jahwes und vom Glauben an ihn vielleicht noch nuancierter, farbenreicher und damit eindrücklicher geworden.

Hans-Joachim Stoebe, Basel

TRYGGVE N. C. METTINGER, *Solomonic State Officials. A Study of the Civil Government Officials of the Israelite Monarchy.* = *Coniectanea biblica*, O. T. Ser., 5. Lund, CWK Gleerup, 1971. XIV + 186 S.

Die Einführung des Königtums in Israel bedeutete eine folgenschwere Entscheidung, die sich ebenso mit der alten Stammesverfassung auseinanderzusetzen wie neue Verwaltungsstrukturen zu schaffen hatte. Trotz des Gewichtes der damit einsetzenden Entwicklung hat die Forschung bisher nur eher am Rande stehende Überlegungen zum Verständnis einzelner Beamten-titel und der hinter ihnen stehenden Funktionen angestellt.

Mit seiner durch G. Gerleman angeregten gediegenen Untersuchung füllt der Verfasser damit also eine wirkliche Lücke aus, daß er den Komplex: Verwaltung und Beamtschaft nicht nur auf die Erklärung von 2. Sam. 8; 20. und 1. Reg. 4 beschränkt, sondern in seine breit angelegte gründliche Darstellung nicht allein die philologischen Probleme, sondern auch die Frage nach den Personen, die Träger dieser Ämter waren, und ihren Funktionen einbezieht, darüber hinaus, soweit es möglich ist, die geschichtliche Entwicklung dieser Ämter nachzuzeichnen sucht. Als besonders ergiebig erweist sich dafür auch die Auswertung des archäologischen wie epigraphischen Materials und die Besprechung analoger Erscheinungen und Strukturen im Raume des Vorderen Orientes, nicht nur Ägyptens.

Im einzelnen kommen zur Darstellung: S. 25–31 der königliche Sekretär-*sōfēr*, die Herkunft des Amtes (Erklärung des *šišā'* 1. Reg. 4, 2 als ägyptischer Beamtentitel), die Aufgaben des Staatssekretärs bei der königlichen Korrespondenz wie bei der Führung der Staatsannalen (interessante Überlegungen zu den Synchronismen in den Königsbüchern als Arbeit dieser Schreiber). S. 52–62 der königliche Herold-*mazkīr*. S. 63–69 der «Freund des Königs»-*rē'āh*. S. 70–100 der Hausminister-*'al habbajit* (Kompetenzumfang und Bedeutung des Amtes zu den verschiedenen Zeiten der Geschichte). S. 110–127 der Chef der Distriktspräfekten-*'al-hanniššābīm* (Verhältnis der Salomonischen Provinzeinteilung zu den alten Stammesgrenzen). S. 128–139 der Beauftragte für Fronarbeiten (interessante Gedanken zur Phrase *mas-'ōbēd*).

Ein letzter Teil befaßt sich mit den Voraussetzungen dieses Verwaltungsapparates, der Entwicklung des Unterrichtswesens in Juda, der Stellung der Weisheit und des ägyptischen Einflusses (S. 140–157).

Man wird dem Verfasser dafür dankbar sein, daß es ihm gelungen ist, in seiner ebenso einfallsreichen wie sorgsam abwägenden Untersuchung den großen Rahmen einer geschichtlichen Entwicklung zu entwerfen; auch da, wo seine Thesen und Ergebnisse zunächst überraschend wirken, sind seine Argumentationen doch so, daß man sie ernsthaft und gründlich überdenken wird. Besonders verdient es noch, hervorgehoben zu werden, wie es dem Verfasser geglückt ist, eine eher spröde Materie so lebendig, anschaulich und einprägsam werden zu lassen.

Hans-Joachim Stoebe, Basel

KARL PAURITSCH, *Die neue Gemeinde. Gott sammelt Ausgestoßene und Arme (Jesaja 56–66). Die Botschaft des Tritojesaja-Buches literar-, form-, gattungskritisch und redaktionsgeschichtlich untersucht.* = *Analecta Bibl.*, 47. Rome, Bibl. Inst. Press, 1971. XVI + 289 S. L. 4.500.

Die vorliegende Untersuchung stellt eine Dissertation dar, die im Jahre 1968 von der Theologischen Fakultät der Karl-Franz-Universität in Graz angenommen wurde. Der Autor bearbeitet in der Einführung (S. 1–30) mit aller Sorgfalt die vorliegende Literatur zum Gegenstand und erstellt damit ein solides Fundament für seine eigenen Darlegungen. Es wäre kleinlich, dieser fleißigen Sichtung des Materials nachrechnen zu wollen, ob nicht weitere Aufsätze oder Monographien zum Thema etwas beitragen könnten. Teil I der Untersuchung (S. 31–218) beschäftigt sich sehr eingehend mit den einzelnen Komplexen des Tritojesaja-Buches (56, 1–8; 56, 9–57, 13; 57, 14–21; 58, 1–14; 59, 1–21; 60–62; 63, 1–6; 63, 7–64, 11; 65; 66), die jeweils literarkritisch, form- und gattungsanalytisch sowie auch redaktionsgeschichtlich beleuchtet werden, wobei sich Form- und Gattungsanalyse verständlicherweise nicht immer scharf voneinander trennen lassen. Bei diesen Untersuchungen gelangt Pauritsch zu der Erkenntnis, daß das Tritojesaja-Buch keine ursprüngliche Einheit darstelle; er redet vielmehr von einer Vielfalt unbekannter Autoren oder Sprecher, während ein deutlich an Deuterojesaja orientierter Redaktor die ihm mündlich oder schriftlich überkommenen Stücke geordnet und bearbeitet hat. Dabei nahm er Eingriffe in den Text vor, fügte einige Äußerungen hinzu, ließ anderes weg oder stellte es um, um

«neuen Hörern» diese Schrift als «Erweckungsbuch» (S. 219) an die Hand zu geben.

Diese «neuen Hörer» sind zwar noch in Babylon weilend gedacht, sind jedoch im Hinblick auf eine erwartete Rückkehr an den Problemen eines neu zu gestaltenden Gemeinwesens in Jerusalem brennend interessiert, insbesondere unter dem Eindruck, daß sie selbst bei der Neuordnung beachtliche Benachteiligungen zu befürchten hätten. Alle diese im Verlaufe der Textuntersuchung gezeitigten Feststellungen werden in Teil II (S. 219–254) noch einmal zusammenfassend dargelegt.

Es ist allerdings bedauerlich, daß Pauritsch nicht energischer der Frage nachgeht, wer wohl unter diesen «neuen Hörern» und vor allem unter den sie bedrängenden separatistischen Angehörigen der Oberschicht Jerusalems konkret gemeint sei und welche Beziehungen zu den synkretistisch gesonnenen Kreisen bestanden haben. Die Beantwortung dieser Frage würde zweifellos neues Licht auf die Interpretation der Bücher Haggai und Sacharja (1–8) werfen, deren Wirksamkeit ja auch in die von Pauritsch dem Redaktor zu Recht zugewiesene Epoche zu verlegen ist.

Wird der Leser auch in mancher Beziehung andere Schlußfolgerungen aus dem Text ziehen, so wird er jedoch dem Autor für seine subtile Analyse von Text, Form und Gattung und für seine redaktionsgeschichtlichen Erwägungen dankbar sein, da mit diesem Buch eine längst fällige neue Monographie über das Tritojesaja-Buch vorgelegt wurde, nachdem Untersuchungen von Einzelstellen – auch anhand der Qumrân-Texte – und moderne Kommentare die Diskussion über Tritojesaja wieder eröffnet haben. Der Rezensent hat über das gleiche Thema 1958 eine Habilitationsschrift angefertigt (unveröffentlicht)¹ und hat sich durch Pauritschs Ergebnisse weithin bestätigt gesehen, wenn er auch teilweise andere Wege gegangen ist.

Abschließend sei dem Autor für das reichhaltige Literaturverzeichnis (S. 255–270), ebenso für das Stellenregister (S. 271–283), das Register der hebräischen Worte (S. 284f.) und das Sachregister (S. 286–289) gedankt, die gemeinsam den fruchtbaren gelegentlichen Gebrauch nach einem intensiven Studium ermöglichen.

Gerhard Wallis, Halle/Saale

ENNO JANSSEN, *Das Gottesvolk und seine Geschichte. Geschichtsbild und Selbstverständnis im palästinensischen Schrifttum von Jesus Sirach bis Jehuda ha-Nasi*. Neukirchen-Vluyn, Erziehungsverein, 1971. 212 S. DM 36.–

Der Verfasser, Lehrbeauftragter für die Wissenschaft des Judentums an der Universität Hamburg, zeigt an zwölf markanten Beispielen aus der Zeit zwischen 200 vor und 200 nach Christus, daß durch diese Jahrhunderte drei Traditionsströme gehen, die sich auf das A. T. zurückführen lassen: Beim priesterlichen Zweig ist Israel die sakrale Mitte der Völkerwelt, beim nationalzelotischen ein Staatswesen eigener Art unter den antiken Völkern, während die prophetisch-apokalyptische Richtung die Wiederherstellung der Gottes Herrschaft nach der Erniedrigung durch die Vier Reiche erhofft. Es ergeben

¹ Vgl. aber G. Wallis: *Theol. Zeitschr.* 27 (1971), S. 182ff.

sich sehr verschiedene Geschichtsbilder. Die einzelnen Epochen, wie die Zeit der Väter, des Mose, des ersten, des zweiten Tempels, werden unterschiedlich bewertet. In der Geschichte wird die Abfolge von Sünde und Strafe oder die Rettung aus Notzeiten oder die durchgehende Linie von Weisheit und Gerechtigkeit hervorgehoben. Die Überlieferungen des A. T., der Pentateuch, die Psalmen, die Propheten, werden genauso unterschiedlich beurteilt wie die Heilsgaben Gottes: Thora, Land, Tempel und kommendes Gottesreich. Priesterliche Auffassung steht gegen antipriesterliche, militante gegen ausgleichende und quietistische. In der Eschatologie erhofft man den neuen Äon, oder das Heil wird innergeschichtlich gesehen, oder es wird eine kühl abwehrende Haltung eingenommen.

Die Einzeldarstellungen beginnen mit Sir., führen über das militante I. Makk. und eine breit angelegte Behandlung der Apokalypsen (Dan., äth. Hen., Abrahamapokalypse, 4. Esra, syr. Bar.), denen die Himmelfahrt Moses nicht zugerechnet wird, zu der häretischen Damaskusschrift. Die Geschichtsauffassungen der tannaitischen Rabbinen sind gleichfalls verschieden, doch strahlen sie nicht so weit auseinander. Die Auswahl beginnt mit Jochanan ben Sakkai, der nach der Tempelzerstörung die Jabne-Akademie gründete, führt über seine so gegensätzlichen Schüler Rabbi Elieser ben Hyrkanos und Jehoschua ben Chananja zu dem im Bar-Kochba-Aufstand theologisch und politisch engagierten Rabbi Aqiba. Danach wirkten in Galiläa der unpolitische Rabbi Meir und der zelotische Schimon bar Jochai. Mit dem nach allen Seiten offenen Rabbi Jehuda ha-Nasi, dem Redaktor der Mischna, schließt das Buch.

Während die Geschichtsbilder der Rabbinen mit knappen Lebensbeschreibungen versehen sind, aus denen politische Zusammenhänge deutlich werden, sind in der vorrabinischen Periode solche Bezüge kaum berührt. So kann das I. Makk. als eine Schrift aufgefaßt werden, die das von dem Siraziden für die Zadoqiden beanspruchte Hochpriesterprivileg bestreitet und die Makkabäerfamilie zu diesem hohen Amt legitimieren soll. Die Zurückhaltung des Siraziden gegen einen Sündenpessimismus und gegen eschatologisch(-apokalyptische) Hoffnungen könnte von der Sorge des aristokratischen Priesters geprägt sein, daß ein von messianischen Erwartungen erregtes Volk die Herrschaft der Tempelpriester einmal antasten könnte.

Die Bedeutung des Buches liegt in der Behandlung eines wichtigen Problems, des Geschichtsbildes und des aus ihm sprechenden Selbstverständnisses, durch einen langen und sehr bewegten Zeitraum. Außerdem wird in Ausschnitten die schwer zugängliche «Tradition» der tannaitischen Rabbinen einem interessierten Leserkreis nahegebracht. Die Einzeldarstellungen sind sorgfältig mit Textstellen belegt und durch ansprechende Einführungen und eine gute Zusammenfassung ergänzt.

Hans Burgmann, Hildesheim

ERIC M. MEYERS, *Jewish Ossuaries. Reburial and Rebirth. Secondary Burials in Their Ancient Near Eastern Setting.* = *Biblica et Orientalia*, 24. Rome, Biblical Institute Press, 1971. XII + 119 S.

Der Verfasser ist Assistenzprofessor für Religionswissenschaft an der Duke

Universität Durham, Nord Carolina. Sein Werk, das auf archäologischen Studien an der Hebräischen Universität in Jerusalem fußt, wurde 1969 in Harvard als philosophische Dissertation vorgelegt. Ihr Titel lautete da noch treffender: «Jewish Ossuaries and Secondary Burials in Their Ancient Near Eastern Setting», denn das neue Titelstichwort «Wiedergeburt» wird weder als solches gebraucht noch thematisch entfaltet.

Die Sitte der Zweitbestattung («secondary burial» oder «reburial», bedeutungsgleich gebraucht) besteht darin, daß die Knochen eines erstmals bestatteten und dann verwesenen Leichnams gesammelt und neu beigesetzt werden. Dazu kann neben andern Aufbewahrungsorten (mit oder ohne Behälter) ein besonderer Knochenkasten (Ossuar) dienen. Der Verfasser bestreitet die herkömmliche Auffassung, daß Zweitbestattungen in Ossuaren, die für das Judentum vom 1. Jahrhundert v. Chr. an bezeugt sind, ohne Zusammenhang mit früheren Gepflogenheiten, eine auf römisch-hellenistischem Einfluß beruhende Neuerung seien. Vielmehr ist die Zweitbestattung auf mannigfache Weise in Palästina von der Kupfersteinzeit an (3500–3000) belegt und semitischen Ursprungs. Wenn dabei im allgemeinen die Knochen mehrerer Leichname innerhalb des Familiengrabes ungeschieden zueinander gelangen, so entspricht dieser Gepflogenheit ein Glaube, daß dadurch der Tote zu den Vätern versammelt wird und daß die Gebeine sein durchaus noch individuell bleibendes Leben in schwächster Form repräsentieren. Nicht die Sitte als solche, sondern bloß Formen für ihre Anwendung wurden von außen übernommen: von den Seevölkern die Grabkammern, aus der hellenistischen Welt die Schiebegräber und von den Persern Gestalt und Schmuck der Ossuare.

Die jüdischen Ossuare als Behälter für mehrere und dann vermehrt für einzelne Individuen dürfen zeitlich nicht auf eine zu kurze Epoche, örtlich nicht auf einen zu engen Raum – ihr Schwerpunkt liegt zwar in und um Jerusalem, doch finden sie sich bis Carthago –, typologisch nicht auf ein einziges Vorbild und theologisch nicht auf eine einzige Vorstellung (defizientes Weiterleben in der Unterwelt oder Auferstehungshoffnung) eingegrenzt werden. Sie beherrschen auch nie gänzlich die Bestattungssitte. Für die Diasporajuden konnte die Zweitbestattung als «Rückkehr» ins Heilige Land gelten, welches ihre Sünden sühnte.

Die im modernen Israel dominierende archäologische Betrachtungsweise ergänzt der Verfasser durch eine Auswertung der einschlägigen literarischen Quellen: Der hebräisch-rabbinische Sprachgebrauch sowie die ältere epigraphische Terminologie (Aramäisch, griechisch) für «Ossuare» und «Zweitbestattung» weisen ebenfalls auf einen semitischen Hintergrund.

Die sorgfältig abgesicherte These ist kaum anzufechten. Die Arbeit wäre als Einführung in das Thema noch brauchbarer, wenn ihr Photographien oder Skizzen beigelegt wären.

Hieronymus Christ, Lipperswil, Kt. Thurgau

SAMUEL SANDMEL, *Philo's Place in Judaism. A Study of Conceptions of Abraham in Jewish Literature* (first publ. 1956). Augm. ed. New York, Ktav Publ. House, 1971. XXX II + 232 S. \$14.95.

Gegenüber der ersten Fassung dieser Studie (im Hebrew Union College Annual 1954 und 1955) ist diese Ausgabe um einen Index, eine kurze Besprechung der seit 1956 erschienenen wichtigsten Literatur und eine Auseinandersetzung mit Philos Beziehung zur Gnosis vermehrt.

In erster Linie geht es Sandmel aber darum, Philos Verhältnis zu den Rabbinen zu klären. Entscheidend ist der Satz, daß Gemeinsamkeiten sicher zu bejahen, aber nicht sogleich im Sinne von Abhängigkeiten zu erklären sind (S. 26). Viel wichtiger wäre es, in den gemeinsamen Themen die Unterschiede aufzuzeigen. Sandmel wählt dafür das Thema Abraham, weil der biblische Patriarch bei Philo, wie bei den Rabbinen und andern jüdischen Schriftstellern, eine zentrale Gestalt ist. «To see what a writer makes of Abraham is often to see most clearly what the writer is trying to say» (S. 29). So legt denn Sandmel im zweiten Kapitel, vom Alten Testament ausgehend, zahlreiche Auffassungen von Abraham vor. Interessant ist, daß die Apokryphen Abraham als den großen Ahn voraussetzen, ohne daß er als eine Wirklichkeit erscheint (S. 37); in den Jubiläen ist Abraham eine Symbolgestalt im Kampf gegen das Überhandnehmen des Hellenismus. In den hellenistisch-jüdischen Fragmenten überwiegt das apologetische Interesse, wobei Abraham aber keine spezifisch jüdischen Qualitäten aufweist (S. 55). Bei Josephus spielt er keine entscheidende Rolle (S. 75). Die Rabbinen lesen ihre eigenen Interessen in die Gestalt Abrahams hinein. Wer diesen Abraham nachahmt, würde «thereby be conforming to the highest rabbinic standards» (S. 95).

In diesen weiten Zusammenhang stellt Sandmel Philos Abrahamgestalt. Dabei gilt – übrigens sehr zu Recht! – der Grundsatz: man darf den Abraham des wörtlichen Schriftverständnisses nicht vom «allegorischen» Abraham trennen. Es ist ein und derselbe Abraham. Der «wörtliche Abraham» ist ein Mensch, der nach einem falschen Start durch seine Umkehr und durch Lernen Vollkommenheit erreicht. Er ist dargestellt als ein Vollkommener. Im «allegorischen Abraham» sieht man, *wie* diese Vollkommenheit erreicht wird (S. 141).

In der Gegenüberstellung mit den rabbinischen Auffassungen findet Sandmel, daß Philo außerhalb der rabbinischen Tradition steht (S. 210): Er kennt die rabbinische Exegese nicht oder lehnt sie sogar ab; sein Judentum «is as complete a hellenization as was possible for a group which retained throughout its loyalty to the Torah»; gemessen am rabbinischen Judentum muß Philo sogar als eine abirrende Version des jüdischen Glaubens erscheinen (S. 211). Damit ist Sandmel streng bei seiner Problemstellung (Verhältnis zu den Rabbinen) geblieben. Inwiefern Philo in seiner «Abirrung» den jüdischen Glauben in legitimer Weise für Hellenisten ausgelegt hat, darauf geht Sandmel hier nicht ein.

H. W. Huppenbauer, Brugg, Kt. Aargau

GERHARD EBELING, *Lutherstudien*, 1. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1971. XII + 341 S. DM 32.50.

Das Ganze der systematischen Theologie vom historischen Detail her zu erschließen und zu überprüfen, ist die erklärte Absicht Gerhard Ebelings.

Daher ist die Luther-Forschung für ihn von grundlegender Bedeutung nicht nur im Übergang von der Kirchengeschichte zur Systematik, sondern in der bleibenden Verbindung dieser Disziplinen. Dieser Band von Lutherstudien ist ein eindruckliches Beispiel dafür; er umschließt Veröffentlichungen und Vorträge aus den Jahren zwischen 1951 und 1968 aus der Arbeit des Historikers und des Systematikers.

Den Anfang bilden die vier bekannten und grundlegenden Abhandlungen, die im Zusammenhang der Mitarbeit von G. Ebeling an der Neuedition von Luthers erster Psalmvorlesung entstanden sind (Weim. Ausg. 55). Den Anfang bildet der umfangreiche Aufsatz über «Die Anfänge von Luthers Hermeneutik» (1951), in dem – ausgehend von der I. Psalmenvorlesung – gezeigt wird, wie und an welchen Punkten im exegetischen Verfahren und gegenüber der exegetischen Tradition sich der reformatorische Neuansatz abzeichnet. Es folgt der Aufsatz über «Luthers Psalterdruck vom Jahre 1513» (1953). Hier sind an einigen Punkten Überarbeitungen vorgenommen worden, besonders um die neueren Untersuchungen von H. Volz¹, daneben auch einige Anregungen von P. Brunner aufzunehmen. An Luthers Auslegung des 14. (15.) und des 44. (45.) Psalms wird dann an Einzelbeispielen die kritische Aufnahme der mittelalterlichen Auslegungstradition in Luthers Psalmenvorlesung vorgeführt. Diese Arbeiten sind schon immer Beispiel für historische Akribie und theologische Eindringlichkeit gewesen.

Auf die naheliegende Gefahr einer einseitigen Begrenzung durch das Detail ist öfter hingewiesen worden. Doch was Ebeling vor nahezu 20 Jahren seinen Studenten in Seminaren über Luthers Psalmenauslegung im Verhältnis zur exegetischen Tradition begeisternd erschließen konnte, das dürfte heutzutage gerade dort von besonderer Wichtigkeit sein, wo die Systematik in der Gefahr steht, durch programmatische Oberflächlichkeiten entleert zu werden.

Die vier genannten Abhandlungen umfassen etwa zwei Drittel des Bandes. Die weiteren fünf Beiträge zielen dann genau auf die Frage nach der Gegenwartsbedeutung des Reformatorischen. Die Überleitung bildet der Aufsatz aus der Rückert-Festschrift «Cognitio Dei et hominis», in dem diese bei Zwingli am Anfang des «Commentarius», bei Calvin am Anfang der *Institutio* und bei Luther in der *Enarratio* des 51. Psalms von 1532 auftauchende Formel in ihrem jeweiligen Zusammenhang als Grundbestimmung der Theologie untersucht wird. Als entscheidender Akzent bei Luther, nicht aber als Unterschied gegenüber Zwingli und Calvin, erweist sich dabei die Rechtfertigung aus Glauben allein als theologisches Denkprinzip, das also nicht nur Gegenstand, sondern Vollzug von Theologie ist.

Um die Applikation kreisen auch die folgenden Abhandlungen. «Das Problem des Natürlichen bei Luther» richtet den Blick auf die materiale Ethik. Der bisher noch unveröffentlichte Vortrag über «Luther und die Bibel» lenkt den Blick auf die 'stillsten Stunden der Reformation'. Darin wird auf eine imponierend einfache Weise vorgeführt, wie Ebeling im Anschluß an Luther die Verbindung von Hermeneutik und Verkündigung ver-

¹ H. Volz, Luthers Arbeit am lateinischen Psalter: Arch. Ref. Gesch. 48 (1957), S. 11–56.

standen wissen will: als «ein Hineingenommensein in das Christusgeschehen, in dem die Gottesgerechtigkeit unter dem Gericht, das Leben unter dem Tod verborgen ist» und nach dem Grundprinzip des sola scriptura, bei dem es darum geht, den Unterschied zwischen Text und Auslegung offenzuhalten, um gerade so die Bewegung von der Schrift ins mündliche Wort in Gang zu halten» (S. 298f.).

Nach einer kürzeren Einleitung zu einem Gespräch mit O. H. Pesch über «Luthers Glaubensverständnis – Vergangenheit oder Zukunft?» schließt der Band mit dem separat 1968 veröffentlichten Festvortrag zum Reformationsjubiläum «Frei aus Glauben. Das Vermächtnis der Reformation». Dieser Aufsatz ist gegenüber den sonst vorwiegend analysierenden und reflektierenden Beiträgen ein Appell. Er zielt auf die Zerrissenheit innerhalb der heutigen evangelischen Christenheit über der Aufgabe, «die Freiheit aus Glauben im Denken einzuüben» und sie in der Tat zu verantworten. Daß die Fragen, die hier gestellt werden, sich ausdrücklich an den Einzelnen richten, sollte ein nicht zu überhörender Hinweis sein in einer Zeit, in der die Entlastung des Einzelnen durch die Anklage der Gemeinschaft zum Prinzip erhoben wird, wobei gleichzeitig die Verantwortung des Einzelnen aufgehoben wird.

Der 2. Band der Lutherstudien wird im Vorwort bereits angekündigt. Er soll eine kommentierende Studie zu Luthers «Disputatio de homine» aus dem Jahr 1536 enthalten, die – den Rahmen eines Aufsatzes sprengend – sich zu einer Monographie ausgewachsen hat. Wenn damit die Rechtfertigung als anthropologische Definition der gegenwärtigen Theologie wieder vor Augen geführt wird, dann kann man diese Abhandlung nur mit großer Spannung erwarten.

Reinhard Slenczka, Heidelberg

GOTTHOLD MÜLLER, *Ursprung und Aufbruch. Theologische Informationen für die Gemeinde*. Stuttgart, Calwer, 1971. 204 S. DM 16.–.

Ähnlich wie schon der erste Sammelband Müllers «Botschaft und Situation» ist auch in dieser Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen weniger die aktuellste Problemlage innerhalb der wissenschaftlichen Theologie maßgebend gewesen (wie rasch veralten schon solche Strömungen!), sondern der Stand der Diskussion innerhalb der Kirchen und Gemeinden. Behutsam versteht es Müller, die Verhärtungen und die «Igelstellung» der Gemeinden gegen die sog. «moderne Theologie» aufzulösen und deren fruchtbare Ansätze zu zeigen. Müller sucht die Mitte einzuhalten zwischen abgeschmackten konservativen Linsengerichten und modernistischen Ungenießbarkeiten. So versteht er sowohl die geistesgeschichtlichen Hintergründe der «Gott-ist-tot-Theologie» wie die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge der Aussagen des Apostolicums, grenzt sich jedoch streng gegen eine Verflüchtigung der Botschaft in puren Aktionismus ab. Mittelpunkt seiner Theologie bleibt die Botschaft von der Versöhnung in Jesus Christus, wie es Müller besonders eindrucksvoll in seinem Korntaler Jubiläumsvortrag von 1969 ausgesprochen hat.

Müller teilt die Beiträge dieses Bandes in 5 Abschnitte ein. Im ersten erfolgt die Auseinandersetzung mit der Gott-ist-tot-Theologie, im zweiten die

Auseinandersetzung mit dem Problem der Tradition, wobei Müller eine vorsichtige Mitte zwischen Traditionsverachtung und traditionalistischem Konservatismus zu steuern sucht. Die drei Beiträge des dritten Abschnitts sind dem Apostolischen Glaubensbekenntnis gewidmet, wobei man hoffen kann, daß der jetzt vorliegenden Beschränkung auf Ausschnitte aus dem 2. Glaubensartikel einmal eine Auslegung des ganzen Apostolicums folgen möchte. Im vierten Abschnitt «Glaube und (modernes) Menschsein» werden vier wichtige Gegenwartsprobleme aufgegriffen: Glauben und Wissen; das Böse; Sexualität und Normenproblem; naturwissenschaftlich-technisches Weltbild und christlicher Gottesglaube. Im fünften Abschnitt zeigt Müller, wie er sich den künftigen Weg der Theologie denkt: als «Theologie der Synthese», wobei offenbar Paul Tillichs Modell der Korrelation zwischen menschlicher Frage und göttlicher Antwort Pate gestanden hat.

Müller hat die Gabe, schwierige Gedankengänge klar und auch für Nichttheologen verständlich darzustellen. Seine Bücher können in der Arbeit mit Gemeindegruppen, Studenten und Oberschülern einen wichtigen Dienst tun.

Heinz-Horst Schrey, Heidelberg

ARND HOLLWEG, *Theologie und Empirie. Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Theologie und Sozialwissenschaft in den USA und Deutschland*. Stuttgart, Evang. Verlagswerk, 1971. 590 S.

Hollweg nimmt sich in seinem gründlichen Buch ein Doppeltes vor: die Erfahrungen der Gruppendynamik theologisch zu verarbeiten und von diesem Praxisbeispiel her die wissenschaftstheoretische Frage Empirie-Theologie in den Blick zu bekommen und zur Klärung zu führen. Demgemäß gliedert sich seine Arbeit, die aus einer Dissertation herausgewachsen ist, in zwei Teile: (A) Gruppendynamik und Interpersonale Theologie (S. 15–194); (B) Empirische Theologie in der Perspektive des geschichtlich-sozialen Feldes (S. 195–413). Ein reicher Anmerkungs- und Literaturverzeichnis dokumentiert die vorgetragenen Überlegungen (S. 404–527), dem sich sechs Exkurse sowie ein umfassendes Literaturverzeichnis anschließen. Hollwegs Studie greift, auf dem Hintergrund eines breiten (vorab in der amerikanischen Praxis gesammelten) Materials, eine zu lange vernachlässigte Frage auf: wie sich menschliche Erfahrung, personale und soziale, theologisch sachgemäß reflektieren lassen, wie Wirklichkeit sich zu Denken verhalte. Dabei wird Einblick gewährt in theologische Konzeptionen, etwa die sog. «Interpersonale Theologie» innerhalb des amerikanischen Protestantismus und ein beachtlicher Beitrag zur theologischen Theoriebildung geleistet.

Im ersten Teil seines Buches untersucht Hollweg am «Modell der Gruppendynamik als einer neueren sozialwissenschaftlichen Theorie» (S. 11) Voraussetzungen und Struktur eines Gesprächs zwischen Theologie und empirischen Wissenschaften, um mit diesem Exempel gleichsam die Materialbasis zu schaffen für die Formulierung einer «empirischen Theologie». Man hört sich – in einer Zeit, da Gruppendynamik auch für die Arbeit in Kirche und Erwachsenenbildung zu einer Art Zauberschlüssel geworden ist – den Forschungsbericht Hollwegs dankbar an, der nicht nur über «Gruppendynamik als interdisziplinäre Theorie» orientiert (Kap. I), sondern auch deutlich macht, wie

es von diesen Erfahrungen her in den USA zur Ausbildung der besagten «Interpersonalen Theologie» und zur Entwicklung praktischer Modelle und Theorien für Gemeindefarbeit und Pfarramt kommen konnte (Kap. II–IV). Gruppendynamik leistet, sofern man (wie Hollweg) dezidiert dem Konzept Kurt Lewins folgt, ihren Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Theorie, als «Bewegung» beeinflußt sie aber auch die demokratische Willensbildung und kirchlicherseits die Kommunikation in der Gemeinde. Die Erfahrungen in dem letzteren Beziehungsfeld haben die «Interpersonalen Theologen» vor allem für die Ekklesiologie und die Kirchenorganisation fruchtbar gemacht. Kirche ist in ihrem Verständnis als «erlösende Gemeinschaft» begriffen und Gemeindeleitung als Animation bzw. Vermittlung im kirchlichen Gruppenprozeß. In diesem Zusammenhang gewinnt die christliche Erziehungslehre besondere Bedeutung, sofern sie Teilhabe ist am Gemeindeprozeß (S. 111ff.). Der Mensch lernt durch Beziehungen, das wäre die Einsicht auf Grund gruppendynamischer Erfahrung. Echte Beziehungen aber, dies wäre die theologische Konsequenz, sind nur sinnvoll auf dem Hintergrund der zweiseitigen Beziehung «zwischen Gott und dem Lernenden» (S. 100); so die Sicht der Interpersonalen Theologen.

Man wird, wie übrigens auch Hollweg (S. 117ff. 169ff.), seine Bedenken anmelden gegenüber dieser recht unbesorgten Zusammenordnung moderner Gruppendynamik mit (neutestamentlicher) Charismenlehre und Offenbarungstheologie. Es muß aber zur Kenntnis genommen werden, daß hier eine christliche Begründung der Pädagogik tatsächlich versucht und jenes Beziehungsgeschehen ernstgenommen wird, das die personale und gesellschaftliche Situation des Menschen auf die Daten des Glaubens bezieht. Es wirkt auch wohltuend, den Pfarrer für einmal nicht nur in der Rolle des Verkündigers zu sehen, sondern ebensowohl seine «helfend-entbindende, zum Mündigwerden anleitende» Funktion festzustellen (S. 163). Ein solches Pfarrerbild könnte erhebliche Entlastung und Klärung schaffen.

Doch geht es Hollweg um mehr als diesen theologisch reflektierten Erfahrungsbericht. Er möchte in seinem äußerst befrachteten zweiten Teil seinen Beitrag zur Formulierung einer «empirischen Theologie» leisten. Seiner Meinung nach hat die Theologie bisher in unzureichendem Maß Zugang zur empirischen Welt und Wissenschaft gewonnen, weil sie dem «aristotelischen» Wirklichkeitsverständnis verhaftet ist (S. 203). Demgegenüber müßte sie sich mit dem «galileischen» Zugang zur Welterfahrung vertraut machen (S. 204, 229), um so die «Vielschichtigkeit und Vieldimensionalität der menschlichen Wirklichkeit und die Mannigfaltigkeit ihrer Phänomene» in den Blick zu bekommen, mit denen der Sozialwissenschaftler sich auseinandersetzen hat. Das Gemeinsame der Theorienbildung in den empirischen Disziplinen ist ihr Rückbezug auf nachprüfbar Vorgänge, auf Wirkungszusammenhänge, wobei sich die Begriffsbildung an Prozessen orientiert (S. 228). Dies wird auch Theologie zu berücksichtigen haben, wenn sie auf dem Praxisfeld zur Theoriebildung ansetzt. Der Verfasser zeigt, weshalb die Bewältigung dieses Problems bisher nicht gelungen ist, von Karl Barth weg bis zur gegenwärtigen Kirchensoziologie und Sozialethik (S. 307–331). Man ist gespannt auf den vorgeschlagenen Lösungsversuch, der (sicher richtigerweise) in einer «Hermeneutik

der Ekklesiologie in den Kategorien der Gegenwartswissenschaften» (S. 340) postuliert wird. Es überrascht nicht, daß diese gesellschaftlich-soziale Hermeneutik im Horizont einer Theologie der Kommunikation versucht wird. «Gottesbeziehung ist geschichtlich vermittelt durch zwischenmenschliche Beziehungen», so hat der Glaube teil an der «Begegnungsweise aller konkreten Wirklichkeit» (S. 343). Bibel, Tradition, Kirche sind Modelle solchen Beziehungsverhaltens, daher nie zu überholen oder zu übersehen. Verkehrte Antithetik und ebenso fatale Identität sind in diesem Beziehungsverhältnis überwunden.

Hollweg nennt sein Werk, aus dem man reiche Belehrung empfängt, zurückhaltend einen «Gesprächsbeitrag» (S. 13). Wie könnte das anders sein angesichts des Neulands, das eine «empirische Theologie» zu betreten hat. Und in mancher Beziehung sind die Probleme theologisch-empirischer Arbeit und Wissenschaft wirklich erst gestellt. So kommt, trotz der Breite des Referats, ungenügend zum Ausdruck, wie eine (relativ traditionell vertretene) Offenbarungstheologie sich mit Empirie vermittelt; es müßten grundsätzliche Anfragen an die Methode gerichtet werden; die Propriumsfrage scheint kaum befriedigend gelöst (S. 389ff.). Aber das Gespräch hat hier profiliert begonnen. Man legt Hollwegs Buch, das komplizierte Sachverhalte erstaunlich lesbar referiert, bereichert aus der Hand und wünscht ihm viele Leser, auch seitens der Sozialwissenschaft. Wer immer sich in «empirischer Theologie» versucht, wird an dieser Position nicht vorbeikönnen. Sie imponiert nicht zuletzt durch die Entschlossenheit, den eigenen Gegenstand der Theologie nicht preiszugeben (S. 334). Man wird künftig freilich noch kühner vorstoßen müssen zu einem nun auch sozial verstandenen und sozial ausgewiesenen Proprium christlichen Glaubens und kirchlichen Verhaltens.

Theophil Vogt, Zürich

H. STIRNIMANN (Hrsg.), *Christliche Ehe und getrennte Kirchen. Dokumente, Studien.* = Ökumenische Beihefte, 1. Freiburg (Schweiz), Paulusverlag, 1968. 124 S. Fr. 9.80

F. BÖCKLE (Hrsg.), *Le problème des mariages mixtes.* Colloque de Nemi. = Bibliothèque œcuménique, 4. Paris, Ed. du Cerf, 1969. 163s. fFr. 13.50.

HENRI CROUZEL, *L'Eglise primitive face au divorce.* = Théologie historique. Etud. publ. par les professeurs de théologie à l'Institut catholique de Paris, 13. Paris, Beauchesne, 1971. 410 S. fFr. 72.-.

In den letzten Jahren hat sich in bezug auf die Theologie der Ehe zwischen der römisch-katholischen Kirche und den protestantischen Kirchen eine Annäherung vollzogen. Auch das Problem der Mischehe, das früher das Klima zwischen den verschiedenen Kirchen und Konfessionen ganz besonders belastete, hat infolge der Umorientierung, die vom 2. Vatikanischen Konzil ausging, viel von seiner Schärfe verloren. Die beiden erstgenannten zu besprechenden Werke sind schöne Zeugnisse für diese Klimaänderung. Sie können uns bewußt machen, welche große Veränderungen im vergangenen Jahrzehnt erreicht worden sind. Die Diskussion über die ökumenische Theologie der Ehe ist besonders vorangetrieben worden durch die Zunahme

der Mischehen, welche im Verlauf der großen Bevölkerungsmischung als Folge des Zweiten Weltkrieges eingetreten ist. Beigetragen dazu hat auch die anhaltende Konjunktur, die eine große Mobilität der Bevölkerung mit sich brachte.

Gerade das erstgenannte Werk «Christliche Ehe und getrennte Kirchen» kann durch den Abdruck verschiedener Dokumente den Weg kenntlich machen, der zurückgelegt worden ist. Wir finden zuerst einen Bericht über eine vom Ökumenischen Rat der Kirchen durchgeführte Studientagung in Crêt-Bérard (Schweiz) vom 20.–24. Juni 1966; dann Thesen aus einem von der Schweiz. theologischen Gesellschaft vom 4.–6. April 1967 in Zürich durchgeführten Seminar, und schliesslich eine gemeinsame Erklärung schweiz. Kirchen zum Problem der bekenntnisverschiedenen Ehen. Wer sich für den weiteren Fortgang der Diskussion interessiert, sei hier noch ausdrücklich auf das erst nach der Publikation dieser Arbeit erschienene *Motu proprio* «*Matrimonia mixta*» von Papst Paul VI. vom März 1970 und die darauf folgenden lokalen Ausführungsbestimmungen der römisch-katholischen Bischofskonferenzen hingewiesen.

Die genannten Dokumente werden ergänzt durch drei Studien, welche näher in die Problematik einführen. Georges Barrot schreibt über die Sakramentalität der Ehe, Jean-Jacques von Allmen gibt einen Aufriß der Problematik zum Gespräch über die bekenntnisverschiedenen Ehen und Alois Sustar schreibt über bekenntnisverschiedene Ehen in moraltheologischer Sicht. Es zeigt sich, dass die Problematik besonders mit der Sakramentalität der Ehe verbunden ist. In welchem Sinn kann man von einem Sakrament der Ehe sprechen? Der Sakramentsbegriff muß hinterfragt werden. Georges Barrot möchte in seinem Artikel nachweisen, daß eigentlich schon zum Begriff der Kirche das Wort Sakrament gehört und man darum von einer Sakramentalität der Kirche reden kann. Es scheint, daß sich auf dieser Basis eine Annäherung der verschiedenen Kirchen vollziehen könnte, was sich natürlich auch auf die Theologie der Ehe auswirken müßte. Besonderen Wert erhält das genannte Werk noch durch eine Zusammenstellung der neueren Literatur zu der Theologie der Ehe und zum Problem der bekenntnisverschiedenen Ehen. Dieses Literaturverzeichnis kann auch von einem größeren Kreis interessierter Laien benützt werden.

Das an dritter Stelle zur Besprechung genannte Werk von Henri Crouzel «*L'Eglise primitive face au divorce*» will die Beurteilung und die Praxis der Ehescheidung in der alten Kirche vom 1.–5. Jahrhundert n. Chr. darstellen. Der Verfasser trägt mit wissenschaftlicher Akribie zusammen, was die apostolischen Väter, die Kirchenväter und andere christliche Schriftsteller der fraglichen Jahrhunderte zu den biblischen Texten über die Ehescheidung gesagt haben und welche Meinungen sie vertraten. Das Werk richtet sich besonders an patristisch interessierte Leser, die sich orientieren wollen, wie in den ersten Jahrhunderten in bezug auf die Ehescheidung gedacht worden ist.

Ganz dem Problem der Mischehe ist das an zweiter Stelle genannte Werk gewidmet. Es stellt eine Übersetzung der deutschen Ausgabe «Die Mischehe in ökumenischer Sicht», welche 1968 in der Herder-Bücherei erschienen

war, dar. Es enthält Beiträge von verschiedenen Theologen. Zuerst einmal erörtert Jacques Dupont die Mischehenfrage im Lichte der Bibel. Er versucht von den Texten des Alten und Neuen Testaments auszugehen und so eine gewisse biblische Grundlage zu gewinnen. Franz Böckle, der Herausgeber des Bandes, schreibt über das Problem der bekenntnisverschiedenen Ehe in theologischer Sicht, während die Probleme des kanonischen Rechtes seit dem 2. Vatikanischen Konzil in bezug auf die Ehe zwischen Katholiken und Nichtkatholiken von Ladislav M. Orsy abgehandelt werden. Zuletzt gibt René Beaupère OP ein Pastoral der bekenntnisverschiedenen Ehen und zum Schluß fügt noch Peter A. van Leeuwen OFM einige Zahlenangaben über die Ehen zwischen Katholiken und Nichtkatholiken bei. Besonders interessant sind die Ausführungen von Franz Böckle, dem römisch-katholischen Moralthologen. Er hat auf dem Gebiet der Mischehenpraxis schon immer nach einer gangbaren Lösung gesucht. Da ja durch die früher übliche starre römisch-katholische Haltung in bezug auf die Mischehen die Problematik besonders zugespitzt worden ist, kann man mit großer Freude feststellen, wie hier ein Weg zur seelsorgerlichen Betreuung bekenntnisverschiedener Ehepaare gesucht wird. Besonders wertvoll sind seine praktischen Vorschläge zur Regelung der Eheschließung und zur Frage nach der religiösen Erziehung der Kinder. Böckle hat vorgeschlagen, nicht nur die Dispenspraxis großzügig auszubauen, sondern auch die Einhaltung einer Forderung auf kirchliche Trauung nicht mehr als absolute Bedingung für die Gültigkeit der Ehe anzusehen. Ein interessanter Vorschlag, der es aber schwer haben dürfte, sich durchzusetzen. *Heinrich Baltensweiler*, Basel

WOLFGANG MARHOLD, *Fragende Kirche. Über Methode und Funktion kirchlicher Meinungsumfragen*. Mit einer Einführung von Norbert Greinacher. = Gesellschaft und Theologie, Abt. Praxis der Kirche, 5. München, Kaiser, 1971. 196 S. DM 16.-.

Der Verfasser untersucht in seiner Münchner Dissertation 115 Befragungsaktionen, die in den letzten Jahren in evangelischen Kirchen der DBR durchgeführt wurden. Ihn interessieren nicht deren Resultate, sondern die verwendeten Methoden und die theologischen Ansichten der Befragten. Aus der Analyse der Methoden ergibt sich eine kritische Methodenlehre, die die Mängel an bisherigen Arbeitsweisen aufdeckt und für jeden lesenswert ist, der kirchliche Meinungsumfragen zu veranstalten gedenkt. Die theologischen Ansichten der Befragten werden von Marhold idealtypisch dargestellt und mit den Motiven der Befragungen konfrontiert. Der Verfasser stellt mit Recht Kommunikationsstörungen im kirchlichen Apparat fest, die durch die Umfragen beseitigt, und ein Unstimmigkeitsbewußtsein bei den Verantwortlichen der Kirche, das durch wirklichkeitsgerechte Maßnahmen korrigiert werden soll. Mit solchen Überlegungen kommt Marhold zu einer bemerkenswerten Thesenreihe über eine Theorie volkkirchlicher Praxis. Ihr Leitbegriff ist die dialektisch-kritische Funktionalität der Volkskirche.

Walter Neidhart, Basel